Zeitschrift: Wohnen

Herausgeber: Wohnbaugenossenschaften Schweiz; Verband der gemeinnützigen Wohnbauträger

Band: 76 (2001)

Heft: 12

Anhang: Extra : neue Wohnformen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

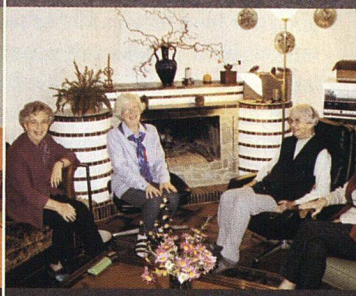
Dezember 01

Die Beilage zum *wohnen*

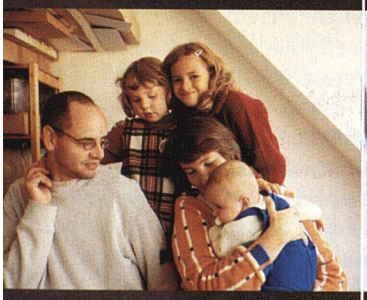
extra

Das Singlehaus

Die Seniorinnen-WG



Die Patchwork-Familie



Die KraftWerk 1-WG

neue wohnformen

Ist die Familie ein Auslaufmodell? *wohnen extra* fragte die Wohnforscherin Susanne Gysi, Seite 2 ■ Wohnen und leben in einer WG im genossenschaftlichen Pilotprojekt KraftWerk 1, Seite 5 ■ Der Alltag einer Patchwork-Familie ist eine richtige Managementaufgabe, Seite 8 ■ Im Singlehaus Pfirsichstrasse bleibt niemand allein, Seite 10 ■ Im Alter nicht allein wohnen, die Senioren-WG machts möglich, Seite 12 ■ Für den mobilen Menschen verliert die Wohnung an Bedeutung, Seite 14 ■ Kreuzworträtsel, Seite 16 ■

Eine Wohnforscherin gibt Auskunft

«Ist die Familie ein Auslaufmodell?»

Interview: Richard Liechti

In diesem *wohnen extra* geht es um neue Wohnformen. Wir stellen verschiedene Wohngemeinschaften vor, eine so genannte Patchwork-Familie, ein Single-Haus. Wie kommt es, dass solche Lebensformen ständig zunehmen? Verdrängen sie gar die traditionelle Familie? *Wohnen extra* befragte Susanne Gysi, Ko-Leiterin des ETH-Wohnforums.

Wohnen extra: Papi, Mami und ein bis zwei Kinder – diese Lebensform gilt in der Schweiz heute für weniger als einen Drittel aller Haushalte. Frau Gysi, ist die Familie ein Auslaufmodell?

Susanne Gysi: Nein, so kann man das nicht sagen. Sehen Sie, es gibt zwar fast eine Million Einpersonenhaushalte, da wohnen aber auch nur eine Million Menschen. In Haushalten mit Kindern leben dagegen fast vier Millionen Menschen! Als soziale Form ist die Familie also sicher kein Auslaufmodell. Die Frage ist aber, was wir unter einer Familie verstehen.

«Die Frage ist, was wir unter einer Familie verstehen.»

Was hat sich verändert?

Schauen wir doch mal, wie die Lebensphasen einer klassischen Familie heute ablaufen. Ein junges Paar lebt relativ lange zusammen, bis es aufs Standesamt geht, wenn überhaupt. Nachher kommt eine Familienphase, die beginnt immer später. Die Frauen warten immer länger, bis sie das erste Kind haben. Und wenn es überhaupt mehr als eines ist, dann häufig kurz nacheinander. Die Familienphase dauert deshalb viel kürzer als früher. Danach kommt nochmals eine lange Paarphase und am Schluss, so ist das halt in der Regel, lebt die Witwe noch zehn bis 15 Jahre allein. Paare in der Vor- und Nachfamilienphase sind also auch eine bedeutende Lebensform.

Aber nicht alle Partnerschaften halten . . .

Tatsächlich geht jede dritte Ehe in Brüche, das führt auch zu den Patchwork-Familien, in denen Partner mit gemeinsamen Kindern und solchen aus früheren Beziehungen zusammenleben. Die zählen allerdings statistisch auch zu den Familien. Ein anderes Phänomen: Nach einer Trennung ziehen zwei alleinerziehende Frauen zusammen oder eine Grossmutter oder Freundin wird Teil der Lebensgemeinschaft. So entstehen weitere unkonventionelle Haushaltsformen, die aber auch aus mindestens einem Elternteil und einem Kind bestehen. Die Familie bleibt also nach wie vor eine wichtige Haushaltform, sie ist aber in ihrer Zusammensetzung und Dynamik viel komplexer geworden.

«Nach einer Scheidung entstehen oft neue Haushaltsformen.»

Solche neuen Familienformen bestehen ja oft aus mehreren Personen. Die brauchen natürlich genügend Wohnraum. Was haben sie sonst noch für Bedürfnisse?

Wichtig ist für viele, dass die Wohnung preisgünstig ist. Nötig sind auch Rückzugsmöglichkeiten. Ideal ist, wenn gewisse Teile der Wohnung abgetrennt werden können. Bei Patchwork-Familien ist häufig der Altersunterschied zwischen ältestem und jüngstem Kind gross, da kommt eine «sturmfreie Bude» oder eine Mansarde, die dazugemietet werden kann, sehr gelegen.

Wie steht es mit der Akzeptanz solcher Gemeinschaften? Haben sie Mühe, eine Wohnung zu finden?

Nein, wenn sie solvent sind, ist das kein Problem. Professionelle Vermieter schauen eher auf die gesellschaftliche Stellung oder die Nationalität.

Sie haben in Ihrem Buch «Sonnenhalb, Schattenhalb» die Wohnsituation der Frauen in der Schweiz untersucht. Dort stellten Sie fest: «Männer planen, bauen und verwalten, Frauen wohnen.» Das war vor fünf Jahren. Hat sich seither etwas verändert?

Man könnte ja mal schauen, wie viele Baudirektorinnen es gibt auf kantonaler Ebene. Ich kenne gerade mal zwei. Auch von Frauen geleitete Planungs- und Bauämter sind an einer Hand abzuzählen. Die Zahl der Architektinnen hingegen hat sicher zugenommen. Junge Architektinnen gründen auch vermehrt eigene Büros und sind sehr erfolgreich, sei es allein, mit anderen Frauen oder mit Männern. Wo es hapert, ist auf der Bauträgerseite. Bei den Baugenossenschaften findet man inzwischen häufiger Frauen in den Vorständen. In der Privatwirtschaft dagegen, bei Investoren oder Generalunternehmern, entscheiden immer noch Männer. Frauen findet man am ehesten bei der Verwaltung von Liegenschaften oder wenn es darum geht, Benachteiligten Zugang zu Wohnraum zu verschaffen. Dort also, wo das Soziale wichtig ist. Also: Man sieht gewisse positive Veränderungen, aber die Aussagen von damals sind leider nach wie vor zutreffend.

Alleinerziehende, und das sind ja meistens auch Frauen, haben besondere Hürden zu überwinden, organisatorische wie finanzielle. Erhält diese Gruppe bei der Wohnungssuche genügend Unterstützung? Was ist für sie besonders wichtig?

«Männer planen und bauen, Frauen wohnen – das gilt noch immer.»

«Auch Baugenossenschaften sollten zur Kenntnis nehmen, was für dynamische Prozesse in der klassischen Kernfamilie ablaufen.»

**Susanne Gysi,
Ko-Leiterin des ETH-Wohnforums
beim Interview
mit wohnen extra.**

Günstiger Wohnraum, sicher auch Kinderbetreuungsangebote, ein kinderfreundliches Umfeld. Siedlungen mit grosszügig gestalteten Aussenräumen wie der Davidsboden in Basel sind sehr beliebt bei Alleinerziehenden: Die Kinder können raus und finden Spielgefährten, ohne erst rumkutschiert werden zu müssen.

Das bedeutet, dass viele Genossenschaftssiedlungen für Alleinerziehende ideal wären.
Ja, auf jeden Fall. Allerdings haben Alleinerziehende oft ein knappes Zeitbudget und können nicht in erwünschtem Mass am genossenschaftlichen Leben teilnehmen. Aber das ändert sich wieder, wenn die Kinder grösser werden. Allgemein gilt, dass gemeinschaftsorientierte Siedlungen alleinerziehenden Frauen ermöglichen, vermehrt zu arbeiten oder sich weiterzubilden. Das wirkt sich dann auch positiv auf die Einkommenssituation aus.

«Genossenschaftssiedlungen sind ideal für Alleinerziehende.»

Brechen Familien auseinander, stehen die Männer oft einsam da. Die Kinder bleiben meist bei der Mutter.
Ein Angebot für geschiedene Väter ist wichtig. Ideal ist etwa, wenn die Mutter mit den Kindern in der gleichen Siedlung eine etwas kleinere Wohnung erhält und der Vater in der Nähe eine Kleinwohnung mieten kann.

Die grösste Gruppe sind die Alleinwohnenden. In diesem Heft stellen wir ein Single-Haus vor, wo Einzelpersonen komfortablen Wohnraum finden und unter sich bleiben. Was halten Sie von solchen Projekten?
Das Single-Haus entspricht offensichtlich einer bestimmten Bevölkerungsgruppe und findet rege Nachfrage. Da kann ich nur sagen: Toll, dass das jemand gemerkt hat! Das individuelle Wohnen in Gemeinschaft, zwar allein, aber im zwanglosen Kontakt mit Gleichgesinnten, könnte durchaus ein Modell für die Zukunft sein.

«Ein Single-Haus, das ist doch eine tolle Idee.»

Es widerspricht aber dem Gedanken der Durchmischung. Betagte und Kinder bleiben draussen.
Durchmischung ist nicht grundsätzlich ideal, insbesondere dann nicht, wenn sie bei der Bewohnerschaft unerwünscht ist. Ausserdem bilden sich auch in konventionellen Siedlungen sehr homogene Gruppen. Etwa, wenn in einem Haus als Folge von eingeschränktem Wohnungsmix und tiefer Mobilität vor allem Ältere in der Nachfamilienphase leben. Wenn da plötzlich eine afrikanische Familie einziehen würde... Oder denken Sie an Liegenschaften mit lauter Ein- und Zweizimmerappartements; da kann gar keine soziale Vielfalt entstehen.

Allein zu leben ist offenbar für viele ein Bedürfnis.
Es kommt ja auch vor, dass Paare sich zwar gut verstehen, aber getrennte Wohnungen wollen. Oder ein Partner arbeitet in einer anderen Stadt und nimmt dort eine zusätzliche Wohnung oder ein Zimmer bei Freunden. Man spricht dann von «Living apart together». So entstehen neue Wohnweisen. Das Leben als Single ist eine Phase unter anderen in fast jeder Wohnbiografie.

Die sich häufig im Alter wiederholt, wenn der Partner gestorben ist. Mir scheint, für die ältere Generation habe sich das Wohnangebot in den letzten Jahren verbessert. Es gibt selbständige und betreute Wohngemeinschaften, Mahlzeiten- und andere Hilfsdienste, die dazu beitragen, dass Betagte möglichst lange nicht ins Heim müssen. Täuscht dieser Eindruck?
In Bezug auf Wahlmöglichkeiten ist das Angebot in der Tat breiter geworden, man sieht Betagte nicht mehr primär in der Alterssiedlung oder im Altersheim. Die Alternativen sind jedoch noch zu wenig bekannt und müssen vermehrt propagiert werden. Häufig fehlt es auch an Umzugsmöglichkeiten in der gleichen Siedlung oder im gleichen Quartier. Betagte sind eine Gruppe mit sehr unterschiedlichen Bedürfnissen. Die Alten sind ja heute fitter und wohlhabender, die zweite Säule kommt jetzt zum Tragen. Die 68er, die jetzt bald zu den Alten gehören, lassen sich punkto Wohnform bestimmt nichts vorschreiben!

Möchten die Senioren denn unter sich bleiben?
Nein, im Gegensatz zu den Menschen im Single-Haus wollen viele Betagte nicht in einer altershomogenen Gemeinschaft leben. Das gilt allerdings nicht für alle, viele mögen im Alter keine Kinder mehr um sich. Es macht auf jeden Fall Sinn, wenn gerade die grösseren

«Die Alten lassen sich punkto Wohnform bestimmt nichts mehr vorschreiben.»

Baugenossenschaften gezielt einzelne oder besser gleich mehrere Wohnungen für Betagte bereitstellen. Oder für andere Gruppen, etwa Behinderte – oder Studenten. Ein breiter Wohnungsmix ist auf jeden Fall etwas Gutes.

Das ETH-Wohnforum beschäftigt sich auch mit Stadtentwicklung. Im Moment erleben wir einen Trend, wieder in die Stadt zu ziehen. Es ist schick, im ehemaligen Industriequartier zu leben. Wie kommt das?
Nach meiner Erfahrung sind es neben jungen, gutverdienenden Singles und Paaren vor allem Menschen in der Familienphase, die vom Land in die Stadt ziehen. Sie schätzen das vielfältige kulturelle und kommerzielle Angebot vor der Haustür und natürlich die kürzeren Arbeitswege. Man weiss, dass besonders berufstätige Frauen das Leben in der Stadt schätzen, sofern dort zu vernünftigem Preis guter Wohnraum angeboten wird.

Tatsächlich besteht die Gefahr, dass sich bald nur noch berufstätige Singles und Doppelverdiener das Leben in der Stadt leisten können.
«Doppelverdiener» ist nun wirklich ein Auslaufmodell! «Doppelverdiener» meint ja immer die Frau, nie den Mann. Warum soll denn eine gut ausgebildete Person nicht erwerbstätig sein – unabhängig von ihrem Geschlecht? Heute sollten auch Familien entscheiden können, welcher Partner wie viel in Erwerbsleben, Kindererziehung und Haushalt arbeitet. Schauen Sie mal unsere Architekturstudentinnen. Wegen Kindern das Arbeiten aufzugeben, ist für sie kein Thema mehr. Diskutiert wird eher die Länge des Mutterschaftsurlaubs oder der Grad der Erwerbstätigkeit. Es wäre heutzutage für eine Familie auch unternehmerisch leichtsinnig, auf einen einzigen «Ernährer» abzustellen.

Aber das ist doch erst für eine privilegierte Schicht möglich. Suchen Sie mal das Malergeschäft oder die Schreinerei, die Teilzeitstellen anbieten.
Die Baubranche ist hier vielleicht besonders rückständig. Da haben Sie natürlich recht.

Verschiedene Städte fördern derzeit den Bau von grossen Wohnungen, das läuft meist noch unter dem Begriff Familienwohnungen. Mal abgesehen von der Miete, wollen denn Familien überhaupt in der Stadt wohnen?
Tatsächlich sind viele Familien aus der Stadt weggezogen, weil sie keine geeignete Wohnung finden konnten, also eine mit einer bestimmten Grösse und dem richtigen Umfeld. Das Wohnumfeld, das ist natürlich wichtig. Stichwort Kinderfeindlichkeit, Lärm, Gefahren auf der Strasse, fehlende oder unattraktive Aussenräume. Wenn das Angebot stimmt, bleiben viele Familien gerne in der Stadt. Schauen Sie zum Beispiel den Regina-Kägi-Hof in Zürich-Nord, der attraktive Wohnungen und grosse Grünflächen bietet. Dort waren die Wohnungen sofort vermietet.

«‹Doppelverdiener› – das ist wirklich ein Auslaufmodell.»

Zurück zu den neuen Wohnformen...
Für sie sind Städte natürlich besonders attraktiv. Der Spielraum ist grösser, Neues kann probiert werden. Ein Single-Haus in einem Dorf oder einer Kleinstadt, das gäbe wohl eher Gerede.

Die Familie wird also weiter bestehen, aber in unterschiedlichster Form. Nun besitzen gerade die Baugenossenschaften oft Wohnungen, die den Bedürfnissen der heutigen Zeit nicht mehr entsprechen. Was können sie unternehmen, um auch für neue Wohnformen attraktiv zu sein?
Zunächst sollten sie genau hinschauen und zur Kenntnis nehmen, was für dynamische Prozesse in der klassischen Kernfamilie ablaufen. Dann könnten sie zum Beispiel Wohnungen mit speziellen Grundrissen anbieten. 4-Zimmer-Wohnungen, wo sich dank der offenen Struktur eine Kleinfamilie wohl fühlt, die sich bei Bedarf aber in vier einzelne, geschlossene Zimmer für eine Wohngemeinschaft verwandeln lassen. Und zwar ohne bauliche Veränderungen. Gerade beim Neubau sollte nicht immer Bekanntes reproduziert werden. Baugenossenschaften könnten auch Besonderes wagen. Etwa in Bezug auf den Wohnungsmix, von dem wir vorher gesprochen haben.

«Wenn das Umfeld stimmt, ziehen Familien in die Stadt.»

«Flexibilität» heisst also das Stichwort...
Und das gilt auch für die Vermietungsrichtlinien. Sollten genossenschaftliche Wohnungen – ich spreche jetzt nur vom freitragenden Wohnungsbau – nicht vermehrt auch an Personen mit höheren Einkommen vergeben werden, die diese Form des gemeinschaftlichen Wohnens schätzen, aber auch höhere Raumansprüche haben – weil sie zuhause einen Arbeitsplatz einrichten müssen oder häufig Gäste aus dem Ausland beherbergen? Wie viele Mieter belegen zwar relativ kleine Wohnungen in der Stadt, besitzen dafür eine wenig genutzte Zweit- oder gar Drittwohnung. Die Rechnung geht dann bezüglich Sozial- und Umweltverträglichkeit nicht immer auf.

Zum Schluss noch eine Prognose: Wie wohnen wir in zwanzig Jahren?
Prognosen mache ich lieber keine! Was wird das Wohnen beeinflussen? Die Schere zwischen Arm und Reich wird sich weiter öffnen, bisher sehe ich da keine Besserung. Die wirtschaftliche Entwicklung wird viele kaum voraussehbare Veränderungen bringen. Denken Sie an die Swissair-Piloten, die bis jetzt zu den Privilegierten gehörten. Die Arbeitswelt wird unberechenbarer werden. Dasselbe gilt auch für die Bevölkerungsentwicklung. Wer hätte vor zehn Jahren gedacht, dass die Schweiz nochmals um eine Million Menschen wächst? Wie wird sich die Diskrepanz zwischen den reichen und den so genannt unterentwickelten Ländern entwickeln, wie die Kluft zwischen westlicher und arabischer Welt? Das können wir nicht vorhersehen.

Und die Art, wie wir wohnen?
Selbstbestimmt wohnen, das wird auch in Zukunft wichtig sein. Wir werden noch älter werden, noch mehr Freizeit haben. Wohnen und Arbeiten unter einem Dach könnte üblich werden. Vielleicht wird es plötzlich viel zu viel Büroraum haben, den wir dann als Wohnraum gestalten können. So wie jetzt Lofts in alten Fabriken Mode sind! Vielleicht werden auch wieder Hochhäuser gebaut, dafür gibt es Anzeichen. Und die Haushaltsformen und Wohnweisen werden noch vielfältiger und komplizierter werden. Das ist ganz sicher. *extra*

«Die Schere zwischen Arm und Reich wird sich weiter öffnen.»

Wohnen und leben im genossenschaftlichen Pilotprojekt

Mit Luca durchs KraftWerk 1

Letzten Sommer fuhren die Zügelautos vor.

Die Genossenschaftssiedlung KraftWerk 1 in Zürich West ist auf neue Wohn- und Lebensformen ausgerichtet. Sie bietet vielfältigen Wohnraum, der Gemeinschaften von bis zu zwanzig Menschen möglich macht. Verschiedene gemeinsame Einrichtungen wie die «Pantoffelbar» bieten sich zudem als Treffpunkte an. Vor einigen Monaten sind die BewohnerInnen eingezogen – hier ein erster Erfahrungsbericht.

Luca ist wieder einmal im Gang des grossen KraftWerk 1-Hauses unterwegs. «Luca», rufe ich, und der rotweisse Kater kommt, geht mehr oder weniger «bei Fuss» mit, steigt mit mir in den Lift und fährt mit in den dritten Stock zu unserer gemeinsamen Wohnung. Luca ist nämlich Mitglied meiner WG, die aus acht Erwachsenen, einem Kind und zwei Katzen besteht. Eigentlich müsste Luca schon im zweiten Stock aussteigen, denn dort befindet sich seine Katzentüre. Zu dieser saust er auch, kaum haben wir die Wohnung betreten. Denn gleich daneben stehen seine Futtertöpfe.

AUF FÜNF STOCKWERKEN WOHNEN

Die Wohnung besteht aus drei Stöcken mit je drei Zimmern und einem Bad – also pro Per-

Text: Bettina Büsser
Fotos: Andrea Helbling, Arazebra

son ein Zimmer und ein Drittel Bad. Dazu kommen zwei Zwischengeschosse, je ein grosser Raum mit riesigem Fenster. Einer dieser Räume wird als Essraum gebraucht und ist mit einem grossen Tisch ausgestattet, an dem kürzlich immerhin vierzehn Personen einigermassen komfortabel gegessen haben (es gab fritierte Moules und köstliche selbst gemachte Lasagne).
Zwischenstock Nummer zwei wird als eine Art Aufenthalts- oder TV- oder Zeitungslese- oder Einfach-sonst-auf-dem-Sofa-Sitzen-Raum gebraucht. Am 11. September schauten wird dort gemeinsam CNN, zuvor und danach aber hauptsächlich Nachrichten und natürlich Champions-League-Spiele. Oder auch mal einen Krimi, wie letzthin, als wir eines Abends nur zu zweit zu Hause waren und vor dem TV Spaghetti assen.
Es kommt nicht sehr häufig vor, dass nur gerade zwei von uns abends zu Hause sind; meist nur dann, wenn diejenigen WG-BewohnerInnen, die im Vorstand von KraftWerk 1 mitarbeiten, Sitzung haben. Sonst aber ist der Abend die zentrale Zeit, fast immer kocht jemand für alle, wir essen gemeinsam, und wir essen gemeinsam so gut, dass akute Zunahmegefahr besteht.

ARBEITSPLATZ IN DER SIEDLUNG

Tagsüber ist es ruhig in der Wohnung. Schliesslich arbeiten wir alle ausser Haus, und der neunjährige G. geht zur Schule. Über Mittag treffen sich manchmal die vier, die auch in der KraftWerk 1-Siedlung arbeiten, zum Mittagessen; eine ideale Lösung für das Problem, dass der Kühlschrank nicht riesig ist und deshalb nur eine beschränkte Anzahl von Resten zu fassen vermag.
In der Küche gab es übrigens anfänglich massive Platzprobleme: Wenn acht Erwachsene, von denen ein guter Teil vorher einen eigenen Haushalt geführt und nicht in einer WG gelebt hat, alle ihre Lieblings-Küchengeräte und -Pfannen und -Kellen mitbringen, entsteht grosser Materialüberfluss.

TREND-GEGEND MIT WENIG INFRASTRUKTUR

Das Katzentürchen klappert. Luca hat gespeist und ist jetzt wieder ausserhalb der Wohnung unterwegs. Erstaunlich, wie er sich eingelebt hat. Anfänglich nämlich wollte er nur eines: weg. Beziehungsweise zurück an seinen alten Wohnort, zwei Tramstationen stadteinwärts, wo er jeweils wieder abgeholt werden musste. «Stadteinwärts» hat hier übrigens wirklich Bedeutung; KraftWerk 1 liegt nämlich im äusseren Kreis 5. Mag sein, dass es wirklich eine «Trend»-Gegend ist, wie behauptet wird, aber es liegt eben einfach relativ weit draussen, und die Infrastruktur ist noch nicht überragend. Ein grosser Unterschied zu früher, als ich im Seefeld wohnte und alle möglichen Läden gleich in Gehnähe hatte. Nun muss ich halt auf dem Arbeitsweg posten – ich habe mich daran gewöhnt.
Auch Luca hat sich daran gewöhnt. Er haut nicht mehr ab, bleibt meist im grössten der vier KraftWerk 1-Häuser, das mit seinen acht Stöcken ein eigentliches Zentrum bildet. Hier streicht Luca durch die Gänge, lässt sich streicheln; man kennt ihn. Wahrscheinlich hat er sich damit eine bessere Übersicht über KraftWerk 1 verschafft, als ich sie bis heute habe – die Siedlung ist so gross, es gibt die verschiedensten Wohnungstypen (von der Zweizimmerwohnung bis zur Gross-WG) und entsprechend viele und unterschiedliche BewohnerInnen. Manche kenne ich bereits, andere werde ich noch kennen lernen. Es eilt nicht; schliesslich ist KraftWerk 1 ein längerfristiges Projekt – und, gottlob, keine Zwangsgemeinschaft mit verordneten Gruppen- und Gemeinschaftsübungen.

PÉTANQUE UND PANTOFFELBAR

Mitmachen darf man aber schon. Und es wird mitgemacht. Am KraftWerk 1-Fest im September etwa haben sehr viele ihre Wohnungstüren für alle geöffnet, sehr viele haben gearbeitet, um das Fest zu ermöglichen. Spätnachts dann, in der Bar im Dachraum, die Erleichterung: Das Fest war toll, alle sind glücklich und liegen sich in den Armen.
Neben dem Dachraum gibt es einen zweiten gemeinsam genützten Raum: die «Pantoffel-

«Gestalt gewordene Sozialutopie» («NZZ Folio»): die Genossenschaftssiedlung KraftWerk 1 mit Blick ins Industriequartier und das benachbarte Aussersihl.

bar» (einer der Lieblingsorte von Luca übrigens). Wer in KraftWerk 1 wohnt, schaut hier mit Vorteil hie und da vorbei. Denn in diesem Raum im Erdgeschoss des Haupthauses, eingerichtet mit Tischen, Stühlen, einem alten Kühlschrank, finden sich drei Anschlagbleche, an denen Informationen und Protokolle von Vorstand, Arbeitsgruppen undundund öffentlich gemacht werden, aber auch Aufrufe und Fragen. «Wer spielt Pétanque?», fragten kürzlich zwei mittels eines Zettels – ihnen kann geholfen werden: Bei schönem Wetter wird jeweils am Sonntagnachmittag vor dem Haus gespielt, langsam wissen immer mehr Leute, die im Besitz von Boule-Kugeln sind, davon. Meist bringt jemand ein Fläschchen Wein mit, schliesslich ist Boule ein Spiel und keine Arbeitsleistung.

ÖKOLOGISCH UND SOLIDARISCH

Das Boule-Spielen gibt auch immer Gelegenheit zu nachbarschaftlichem Austausch beziehungsweise gegenseitigem Beschauen. Denn im KraftWerk 1 leben rund 350 Personen, unmöglich, sie in der kurzen Zeit, in der ich jetzt hier wohne, bereits kennen gelernt zu haben. Manche von ihnen lassen sich leichter kennen lernen, weil sie an gemeinsamen Veranstaltungen dabei sind, sei es die einmal monatlich stattfindende «Öko-Bar» in der «Pantoffelbar», bei der etwa letztes Mal Stromsparlampen gezeigt wurden (Luca genoss es: eine «Pantoffelbar» voller Leute und Streicheleinheiten), oder sei es eine Sitzung, an der etwa darüber diskutiert wird, wie sich die BewohnerInnen von KraftWerk 1 in Zukunft organisieren sollen.

Denn es gibt einiges zu organisieren. KraftWerk-Bewohnerinnen – alle sind natürlich auch GenossenschafterInnen – bezahlen neben ihrer Miete noch einen Solidaritätsbeitrag, mit dem einerseits Mieten für weniger Verdienende vergünstigt werden, andererseits Öko-Massnahmen und gemeinsame Infrastrukturen (mit-)finanziert werden. Gemeinsame Infrastrukturen und Projekte wie etwa die «Pantoffelbar», der Dachraum, das Gästezimmer, Veranstaltungen und Aktionen.

EINE SIMPLE, ABER GENIALE IDEE

Der Dachraum, grösster Gemeinschaftsraum, wird beispielsweise jeden Mittwochabend vom «Circolo» benützt. «Circolo» ist eine simple Idee – und wie manche simple Idee ziemlich genial: Vierzig Leute machen mit, von diesen vierzig kochen jeden Mittwoch vier ein Essen für alle. Das bedeutet: viermal jährlich für rund vierzig Leute kochen – ehrlich gesagt: eine anstrengende Sache, wir haben an unseren Spinatgnocchi mit Tomatensauce, Salat und Glace-Dessert jedenfalls reichlich lang gekrampft –, die restlichen Mittwoche aber einfach in den Dachraum gehen und mitessen. Das schafft Kontakte quer durch KraftWerk 1. Und weil wer kocht, jeweils das Essen auch bezahlt, isst, wer isst, gratis. Also muss kein Geld fliessen.

«Circolo» erinnert so an die Anfänge von KraftWerk: «bolo'bolo» hiess das Buch von P.M., und es beschrieb eine Siedlung, in der gelebt, gearbeitet und getauscht wird – in weitgehender Selbstversorgung, also ohne Geld. So «bolo'bolo»-mässig ist KraftWerk 1 schlussendlich nicht geworden. Aber immerhin hat «bolo'bolo» Anstösse gegeben und nicht zuletzt eine Reihe von Leuten dazu bewogen, seit 1994 sehr viel Arbeit und Fantasie in ein Projekt namens KraftWerk zu stecken. Bis es wahr wurde.

AUF EINS FOLGT ZWEI

Nun ist es wahr und lebt. Die Lebensqualität ist gut – allerdings: Falls die Ideen mancher Planer für den äusseren Kreis 5 wahr, falls die hochfliegenden Stadion-Pläne (mitsamt Shoppyland und wer-weiss-noch-was) von Elmar Ledergerber verwirklicht würden, würde aus einem Quartier mit Potenzial eine Gegend mit wenig Wohnraum, dafür mit viel Verkehr anziehenden Events. Nein danke. Bleiben wir optimistisch. So optimistisch, dass hier auch noch auf eine Zahl hingewiesen werden soll: Das jetzt gebaute Projekt heisst KraftWerk 1, in Worten KraftWerk eins. Was natürlich sofort an Nummer zwei denken lässt. Ein Hauskater dafür wird sich sicher finden. *extra*

Der Alltag einer Patchwork-Familie ist etwas komplizierter

Die beiden Halbschwestern verstehen sich ausgezeichnet und teilen sogar das Bett miteinander.

Eine richtige Management

Vater, Mutter und zwei Kinder verkörpern längst nicht mehr die Normfamilie. An ihre Stelle treten immer häufiger Patchwork-Familien – Lebensgemeinschaften von Partnern mit eigenen Kindern und solchen aus früheren Beziehungen. Ihr Alltag ist deshalb nicht einfacher.

Text: Paula Lanfranconi
Fotos: Ferenc Hamza

Das kürbisrote Mehrfamilienhaus an der Gertrudstrasse 71 in Zürich-Wiedikon könnte kaum kinderfreundlicher gelegen sein. Einen Steinwurf von der Haustür entfernt beginnt eine Wohnstrasse, und in den Nachbarhäusern werben gleich zwei private Kindertagesstätten um neue Gäste. Auch der Innenhof ist ein Kindertraum aus Spielgeräten, Sand, Steinen und Wiese. Sonja Anders und Andrea Corsi bewohnen die oberste Etage und den Dachstock. Die freischaffende Architektin/Werklehrerin und der Lehrer bilden eine Patchwork-Familie. Neben den gemeinsamen Töchtern Lara (4) und Stella (5 Monate) verbringt auch Andrea Corsis neunjährige Tochter Rona die Hälfte der Woche hier. «Für mich», sagt Andrea Corsi, «war es selbstverständlich, dass ich Rona auch nach der Trennung von meiner früheren Partnerin so oft wie möglich betreue.» Für Sonja Anders war ebenso klar, dass sie weiterarbeiten, aber trotzdem viel Zeit mit den Kindern verbringen möchte.

ZWEIMAL WEIHNACHTEN FEIERN

Rona ist vif und sehr kontaktfreudig. «Ich wohne gerne in zwei Familien, weil ich Weihnachten und Ostern dann immer zweimal feiern kann», sagt sie listig. In der geräumigen neuen Wohnung in einer Siedlung der Baugenossenschaft Rotach fühlt sie sich sichtlich wohl. Als erstes fällt die Helligkeit auf. In mehreren Räumen meint man wegen der grossen Fensterflächen fast, unter freiem Himmel zu stehen. Diese Luftigkeit nimmt Sonja Anders ein wenig das Gefühl des Eingesperrtseins, wenn sie wegen Baby Stella öfter als sonst zuhause bleiben muss. Rona hat hier viele neue Freundinnen gefunden. Vorher, erzählt sie, hätten sie im Kreis 4 gewohnt und da habe es zu viele Autos und nur wenige Kinder gehabt. Und am Boden hätten immer Spritzen herumgelegen.

Sonja Anders schätzt vor allem die Grosszügigkeit der neuen Wohnung. Sie umfasst 130 Quadratmeter Fläche, aufgeteilt auf sechseinhalb Räume: «Das gibt uns Flexibilität.» Zuvor hatte das Paar noch extern Bürofläche zugemietet. Jetzt ist alles unter dem gleichen Dach. So kommt Sonja Anders leichter zum Arbeiten. Und später können die beiden Ar-

aufgabe

Von aussen unterscheidet sich die Patchwork-Familie nicht von der traditionellen: Sonja Anders und Andrea Corsi mit der neunjährigen Rona, Tochter von Andrea Corsi aus einer früheren Beziehung, und den gemeinsamen Kindern Lara (4) und Stella (fünf Monate).

beitszimmer in Kinderzimmer umgewandelt werden.

EIN EIGENES PLÄTZCHEN

Flexibilität und genügend Platz sind gerade für Patchwork-Familien zentral, denn die verschiedenen Familienmitglieder brauchen Rückzugsmöglichkeiten – nicht nur an verregneten Sonntagen. Zum Glück liebte Rona ihre Stiefschwester Lara von Beginn weg heiss: Seit sie halbjährig war, schläft Lara auf Ronas Wunsch im selben grossen Doppelbett. Ein eigenes Zimmer, wie bei ihrer Mutter, wollte Rona bisher nicht. Damit es ihr aber nicht zu eng wird, hat sie noch eine Spielecke im Arbeitszimmer ihres Vaters. Und Lara wählte sich ein Plätzchen in Mutters Büro aus. Daneben haben die Mädchen noch einen Arbeitsplatz im Atelier, wo sie nach Herzenslust zeichnen, tonen und basteln können.

«Wir sind vom Beruf her privilegiert», räumt Andrea Corsi ein. Als Lehrer beziehungsweise freischaffende Architektin können sich beide Teilzeitarbeit leisten. An der Gertrudstrasse 71 sind sie als Patchwork-Familie zudem keine «Exoten»: Von den zehn Mietparteien sind nur gerade drei klassische Familien. In einem weniger aufgeschlossenen Umfeld können nonkonforme Familien hingegen noch längst nicht mit Akzeptanz rechnen. Das sehen Sonja Anders und Andrea Corsi jeweils an den konsternierten Blicken der Zugpassagiere, wenn die gesprächige Rona wieder einmal die Familiengeschichte «outet».

KRANK WERDEN LIEGT NICHT DRIN

Der Alltag einer Patchwork-Familie ist eine ausgewachsene Managementaufgabe, das Konfliktpotenzial grösser als in Normfamilien. Andrea Corsi: «Alles muss ausgehandelt werden. Und was wir für unsere Familie entscheiden, hat einen Rattenschwanz von Konsequenzen auch für Ronas Mutter und die anderen Mitglieder des ‹Systems›.» Rona ist stolz darauf, ihren Wochenplan auswendig zu kennen. Während der ersten Wochenhälfte und jedes zweite Wochenende lebt sie bei ihrer Mutter im Aargau. Dort geht sie auch zur Schule. Das bedeutet für Andrea Corsi, dass er seine Tochter hinbringt und wieder abholt. Für ihn als Vater ist das auch wichtige, gemeinsam mit seiner Tochter verbrachte Zeit.

Die vierjährige Lara muss jeweils dienstags und donnerstags in die Krippe gebracht werden. Leider ist diese Krippe in einem andern Quartier, weil damals in der Nähe kein Platz frei war. Während dieser ganzen Zeit will natürlich auch Baby Stella betreut sein. Dank ausgereiftem Organisationstalent schaffen es Andrea Corsi und Sonja Anders trotzdem auf 60 bzw. 50 Prozent Erwerbsarbeit. «Krank werden darf man da nur in den Ferien», scherzt der dreifache Vater. Glücklicherweise springen im Notfall die Eltern ein und auch im Hause hilft man sich gegenseitig.

LANGSAMES ZUSAMMENWACHSEN

Die «Logistik» ist indes nur ein Aspekt im Leben einer Patchwork-Familie. Ganz wichtig ist auch, dass alle Kinder gleich fair behandelt werden. Das tönt banal, ist es aber nicht. Sonja Anders: «Man muss klar trennen zwischen dem Kind und seinen Bedürfnissen einerseits und den Beziehungen und Konflikten unter den Erwachsenen anderseits.» Wie lange es dauert, bis eine Patchwork-Familie zusammenwächst, hat auch Sonja Anders erlebt. Als sie ihren neuen Partner kennen lernte, war Rona vier und steckte im grössten Trotzalter. Sie rebellierte heftigst gegen «die Neue» und versuchte, Sonja mit dem Freund ihrer Mutter zu verbandeln: «Erst, als ich regelmässig einen Tag pro Woche mit Rona allein etwas unternahm, entstand eine Beziehung zwischen uns», erinnert sich Sonja Anders. Heute kuschelt sich Rona ganz selbstverständlich an sie, freut sich aber gleichzeitig auch auf ihre leibliche Mutter. Ihre Eltern wieder zusammenzubringen, ist für die Neunjährige heute kein Thema mehr. *extra*

Text: Stefan Hartmann
Fotos: Clara Tuma

Ein Wohnmodell für Einpersonen-Haushalte

Im Singlehaus bleibt niemand allein

14 komfortable Wohnungen bietet das Singlehaus an der Pfirsichstrasse in Zürich. Gemeinsame Räume und eine Hauswirtin sorgen für eine Hausgemeinschaft, die Kontakte ermöglicht, aber nicht erzwingt. Die Erfahrungen der ersten drei Jahre sind fast durchwegs positiv.

Das Wohnhaus «Pfirsich» steht mitten in einem traditionellen Wohnquartier im Zürcher Kreis 6. Das weisse, sechsgeschossige Miethaus fällt in der Häuserzeile allenfalls durch die modernen Balkone aus gelochtem Aluminium auf. Gleich hinter der Eingangstüre im Parterre liegt einladend eine modern eingerichtete Hausküche. Frische Blumen stehen auf einem grossen Tisch. Am Anschlagbrett im Gang hängt ein Terminkalender mit Reservationen für das Gästezimmer. Sind wir hier in einer Pension gelandet?

EINE NISCHE ENTDECKT

Keineswegs. Das Wohnhaus Pfirsich ist ein so genanntes Singlehaus. Ursprünglich gehörte die Liegenschaft einem Hotel, das sie als Personalhaus mit 40 Einzelzimmern nutzte. 1997 erwarb sie die ökologisch-ethische Anlagestiftung Nest, um hier ein Mietshaus für Alleinstehende einzurichten. Mit dem Haus Pfirsich, so erklärt Nest-Geschäftsleiterin Andrea Ramisberger, habe die Stiftung eine Nische füllen wollen, die im üblichen Wohnungsangebot fehle. «Wir ergänzen das Angebot der Baugenossenschaften, die vor allem Familienwohnungen erstellen. An Singles hingegen denkt kaum ein Investor.»
Die Zürcher Architektin Iris Neukom verwandelte die Einzelzimmer in 14 grosszügige und offene Wohnungen. Mit rund 50 Quadratmetern Grundfläche haben sie fast Loft-Charakter; Bad und Wohnküche sind integriert. Eine gemeinsame Waschküche mit zwei Waschmaschinen befindet sich im Keller. Der Mietpreis ist mit rund 1550 Franken inklusive Nebenkosten für Berufstätige durchaus erschwinglich.

KEIN WG-GROOVE

Was das Pfirsich-Haus zunächst von anderen Miethäusern unterscheidet, sind die gemeinsamen Räume. Besuchern steht ein Gästezimmer mit Dusche zur Verfügung. Anfang November war es vom befreundeten Paar eines Mieters belegt, das auf den Einzug in sein Haus wartet. Das Gästezimmer ist im Mietpreis der 14 Parteien inbegriffen. Für die Bewohner ist ferner eine Hausküche und ein Gemeinschaftsraum eingerichtet worden – samt Hauskatze. Wer nun allerdings «WG-Groove» erwartet, liegt falsch. «Man wohnt hier für sich, ist aber doch nicht isoliert», drückt es die Architektin Iris Neukom beim Kaffee in der Hausküche aus. Die Zahl von 12 bis 24 Wohnungen erachtet sie als ideal für ein Single-Haus. «So entsteht kein sozialer Druck durch zu viel Nähe wie in einer WG.» Die Bewohner des Hauses Pfirsich können ihre Lebensform des Alleinwohnens ungestört verwirklichen. Da ist niemand im Haus, der sie als Eigenbrötler anschaut.
Wie sieht die Bilanz nach drei Jahren aus? Zurzeit sind die Männer in der Überzahl. Die acht Männer und sechs Frauen sind zwischen 28

Ursula Keller ist die «Hauswirtin» im Singlehaus. Sie sorgt für eine zwanglose Hausgemeinschaft.

und 50 Jahren alt, alle berufstätig. Nach dem Motto «Living apart together» wohnt zum Beispiel ein Paar getrennt in je einer Wohnung. In zwei Wohnungen leben gegenwärtig auch Paare – was der Hausphilosophie nicht ganz entspricht.

HAUSWIRTIN ALS GUTER GEIST

Für deren Umsetzung sorgt Ursula Keller. Sie ist – ein Novum für Schweizer Mietshäuser – die Hauswirtin im Singlehaus. Als «guter Geist» schaut sie nicht nur in der Waschküche zum Rechten, sie ist auch der «gute Kumpel» im Haus. Wer Lust auf einen Schwatz hat, kann bei ihr anklopfen, «auch mal um elf Uhr abends». Als ehemalige Lehrerin, Hüttenwartin und Reiseorganisatorin hat Ursula Keller Erfahrung im Umgang mit Leuten. Die Rolle einer Mittlerin sagt ihr zu. Im Hause sprechen sich alle mit Vornamen an. «Hier kennt man sich schneller als in einem konventionellen Mietshaus», ist sie überzeugt. In losen Abständen trifft man sich zu einem Apéro. Und im Sommer steigt spontan auch mal eine Grillparty im Hof.

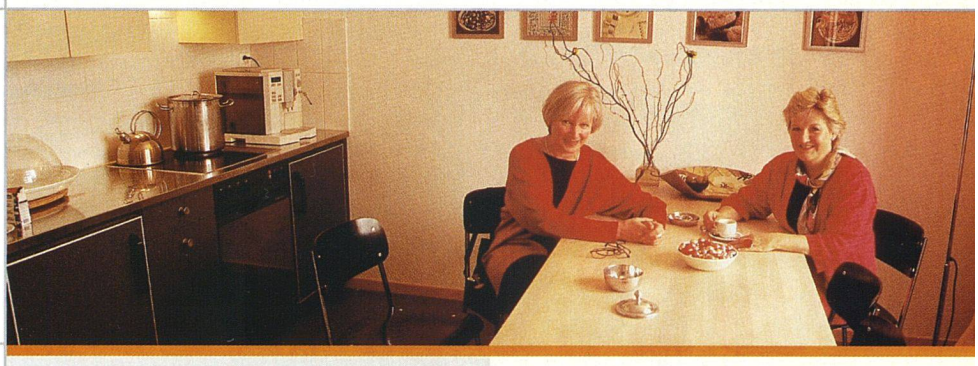
Mit den Nachbarn suchte man von Anfang an den Kontakt. Bei der Hauseinweihung 1998 lud man die Bewohner der umliegend Häuser im Innenhof zu einem Nachbarschaftsfest mit Open-air-Kino, Häppchen und Getränken. «Ein Riesenerfolg», erinnert sich Ursula Keller. Das Singlehaus sei eine Bereicherung für das Quartier, ist sie überzeugt. Für ihre Arbeit erhält die Hauswirtin von der Verwaltung 600 Franken im Monat. Das ist etwas mehr als bei einem üblichen Hauswartungsjob.

FÜR MANCHE GEWÖHNUNGSBEDÜRFTIG

Die Idee des Singlehauses stehe und falle mit der Figur der Hauswirtin beziehungsweise des Hauswirts, ist Iris Neukom überzeugt. «Sie ist so etwas wie die Seele des Hauses, eine Mischung aus Concièrge und Abwartin.» Das Modell wirkt für viele ungewohnt. So glaubte die Baupolizei, in den Unterlagen zum Singlehaus handle es sich bei der Bezeichnung Hauswirtin um einen Schreibfehler. Da sei bestimmt die Hauswartin gemeint. Das Modell ist auch für Immobilienverwaltungen gewöhnungsbedürftig. «Sie glauben, eine Hauswirtin rentiere nicht und sei mit Mehrkosten verbunden.» Das aber sei falsch, sagt Iris Neukom. Externe Hauswartungen bewährten sich nämlich oft nicht und leisteten der Anonymisierung Vorschub. Dagegen werde der Haussubstanz klar besser Sorge getragen, wenn eine Hauswirtin im Haus lebe.

«ETWAS EINGESCHLAFEN»

Auch ein Singlehaus steht und fällt mit seinen Bewohnern. Nach drei Jahren sei der Pioniergeist der Anfangszeit etwas eingeschlafen, konstatiert Ursula Keller. Dies hänge mit relativ vielen Wechseln zusammen. Von den anfänglichen 14 Parteien leben heute nur noch fünf im Pfirsich-Haus. «Viele junge Alleinstehende bauen an ihrer Berufskarriere und sind entsprechend mobil», stellt die Hauswirtin fest. Ideal für ein Singlehaus seien Leute um die vierzig, die sich in einer stabileren Lebensphase befänden. Probleme mit der Vermietung hat man allerdings nie. Ursula Keller: «Die Wohnungen gehen sofort weg.» Um den Hausgeist zu beleben, will sie die Bewohner in den Wintermonaten nun ab und zu mit einem Znacht verwöhnen. *extra*



Die Architektin Iris Neukom und Simone Gatti, Fachfrau für Organisationsentwicklung, in der «Pfirsich»-Hausküche. Die beiden planen weitere Singlehäuser.

PROJEKT «ZUKUNFTSWOHNEN FÜR EINZELPERSONEN»

Einpersonen-Haushalte machen in unseren Städten mehr als 50 Prozent aus. Singles und alleinstehende Senioren leben oft in zu grossen Familienwohnungen, weil auf dem Wohnungsmarkt keine Alternativen zu finden sind. Die beiden innovativen Frauen Iris Neukom, Architektin ETH, und Simone Gatti, Projektleiterin, wollen hier Abhilfe schaffen. Ihre Idee nennt sich «Zukunftswohnen für Einzelpersonen»: Es sollen Wohnangebote geschaffen werden, die spezifisch auf die Bedürfnisse von Einzelpersonen zugeschnitten sind. Simone Gatti hat bereits ein Seniorenwohnhaus mit 13 Wohnungen in Opfikon initiiert.

Die beiden suchen Liegenschaften, wo das Konzept nach dem Vorbild des Pilotprojektes an der Zürcher Pfirsichstrasse umgesetzt werden kann. Sie begleiten ein Projekt von Anfang bis Schluss – vom Investor und Bauträger über die Verwaltung bis zum Hauswirt. Simone Gatti: «Damit bieten wir Gewähr, dass die Philosophie des Singlehauses richtig zum Tragen kommt.»

(Informationen unter
www.zukunftswohnen.ch
oder bei Simone Gatti, 01 883 31 25)

Im Alter nicht allein wohnen –
eine Wohngemeinschaft machts möglich

Eine ganz normale WG – oder doch nicht?

Die Bewohnerinnen v.l.n.r.: Verena Hadorn, Margrit Jecklin, Charlotte Belz, Anneliese Wyss. Nicht auf dem Foto: Rosa Erb.

Text und Fotos: Daniel Krucker

Der Partner ist verstorben, die Wohnung wird zu gross. Viele Menschen müssen sich im Alter noch mit einem Wohnungswechsel auseinandersetzen. Für einige von ihnen stellt sich die Frage: «Allein wohnen oder das Neue wagen?» Eine Seniorinnen-WG in Zürich-Höngg ist seit 16 Jahren Realität.

«Wenn Sie die Jugendsiedlung verlassen und den schmalen Weg weiter Richtung Wald gehen, sehen Sie eine Villa. Dort wohnen wir.» Und tatsächlich, eine stattliche Villa aus dem Jahre 1938 steht da: nicht gerade frisch renoviert, dafür mit dem Charme des Gelebten und Erlebten. Und riesig gross erscheint sie. Ich werde in den Salon geführt und auf zweimaliges kräftiges Klingeln der Hausglocke erscheinen auch die übrigen Bewohnerinnen der WG: Die Jüngste, Frau Jecklin, ist 64 Jahre alt, die Älteste, Frau Erb, die zurzeit das Spitalbett hütet, blickt auf 86 Jahre Lebenserfahrung zurück.

EMILIE MACHTS MÖGLICH

Schnell kommt das Gespräch auf die Geschichte des Hauses: Im Jahre 1938 als Privathaus erbaut, gehört die Villa aber schon seit 1944 der Stadt Zürich. Zuletzt war hier bis 1983 ein Kinderheim untergebracht. Danach stand das wunderbar im Grünen und direkt am Waldrand gelegene Haus leer. In dieser Zeit reifte in der umtriebigen und langjährigen Vorsteherin des Sozialamtes der Stadt Zürich Emilie Lieberherr die Idee, daraus eine Senioren-WG zu machen. Es gab Informationsveranstaltungen, Frau Lieberherr hielt Vorträge, das Radio informierte. Als das Projekt konkreter wurde, hatten sich nicht weniger als hundert Interessierte gemeldet. Aber mit jedem weiteren Schritt Richtung Einzug in die Villa sprangen immer mehr Leute ab, bis nur noch einige wenige übrig blieben. Annelies Wyss ist unter den heutigen Bewohnerinnen die erfahrenste

Vorbereitungen fürs Mittagessen.

Grosszügigkeit innen und aussen.

ZIMMER FREI

In der Wohngemeinschaft in Zürich-Höngg ist zurzeit ein Platz frei. Interessierte melden sich telefonisch unter 01 341 55 20.

WG-Frau. Sie lebt bereits seit 14 Jahren im Haus.
Das Gebäude verfügt neben den grosszügigen Gemeinschaftsräumen über sechs Zimmer. Jedes einzelne davon ausgestattet mit eigener Dusche und Lavabo, was für jede Bewohnerin grosse Privatsphäre bietet. Einzig die Toiletten und Nasszellen mit Badewannen werden geteilt. Nicht zuletzt wegen des bis Anfang der 80er-Jahre im Haus untergebrachten Kinderheimes verfügt die Villa über mehrere Toiletten und Badezimmer. Wer in die WG einzieht, unterschreibt einen Mietvertrag mit der Stadt Zürich. Dabei orientieren sich die Mietpreise an der Grösse der Zimmer (ab etwa 800 Franken pro Monat). Zurzeit steht eines der sechs Zimmer leer. Finanziell werden die Budgets der WG-Bewohnerinnen deswegen glücklicherweise nicht belastet. Die Stadt Zürich trägt den Mietausfall, bis das Zimmer wieder besetzt werden kenn. Und gerade das scheint gar nicht so einfach zu sein. Zwar würden sich einige Leute dafür interessieren. Doch komme es nicht oft zur Unterschrift des Mietvertrages.

WG – EINE GENERATIONENFRAGE

Offenbar scheuen sich doch noch die meisten älteren Leute, sich auf so ein «Projekt» einzulassen. Die Gründe dafür sind in der Regel sehr individuell, dürften aber sicher auch eine Generationenfrage sein. Menschen, die heute im AHV-Alter sind, kennen die WG-Erfahrung auch nicht aus ihrer Jugend. Damals wohnte man bei den Eltern, bis man heiratete. Um sich und auch neue Bewohnerinnen vor Enttäuschungen zu schützen, haben die Frauen ein «Probewohnen» von vier Wochen eingeführt. In dieser Zeit merke man schon, ob jemand ins Haus passe oder nicht. Und auch umgekehrt kristallisiere sich in dieser Zeit heraus, ob das WG-Wohnen einem entgegenkommt oder nicht. Frau Jecklin beispielsweise wusste schon vor 30 Jahren, dass sie im Alter mal nicht alleine leben wollte. Als sie damals im Radio über solche Projekte hörte, wusste sie genau: «Das möchte ich auch einmal, wenn ich alt bin.»

Überhaupt ist der Aspekt des Alleinseins für alle Bewohnerinnen zentral gewesen für den WG-Entscheid. «Und für jede von uns hat sich die Familie quasi noch vergrössert», sagt Frau Hadorn. Sie bekämen viel Besuch und für Übernachtungen stehe auch ein Gästezimmer zur Verfügung. In den grosszügigen Gemeinschaftsräumen ist genug Platz, um ungestörte Gespräche führen zu können. Die Kinder der Bewohnerinnen sind übrigens auch ganz begeistert davon, dass die Mütter sich für diese Wohnform im Alter entschieden haben. Die Kinder der fünf Frauen sind beruhigt, weil sie wissen, dass ihre Mutter nicht alleine wohnt und jederzeit ein Ansprechpartner da ist. Bedingung für die Aufnahme in die WG ist eigentlich nur, dass man das AHV-Alter erreicht hat und nicht älter als 73 Jahre ist beim Einzug. Und natürlich müsse man einigermassen zusammenpassen.

MÄNNER ALS MITBEWOHNER? JA, ABER...

Die heutigen Bewohnerinnen sind ziemlich aktiv: Man geht zusammen an Konzerte, ins Kino, zum Turnen und drei Frauen lernen in einem Sprachclub Französisch. Aber: «Lebenswichtig ist der Kontakt zu andern Freunden und Bekannten», äussert sich Frau Belz. Und alle anderen sehen das genau so. Sie seien keineswegs Einsiedlerinnen da oben und würden nur sich selbst genügen. Und Männer als Mitbewohner? Es wird geschmunzelt in der Runde. Ja, ja die Männer! Natürlich hat man nichts gegen einen Mann als Mitbewohner. Aber Hemden werden denn im Fall keine mehr geglättet! Und ob die Männer ihrer Generation WG-tauglich sind, das sei alles andere als sicher, sind sich die Frauen einig. Abgesehen davon würde sich ein Mann mit Sicherheit nicht sehr wohl fühlen – allein unter Frauen. Dann müsste wohl schon ein zweiter hinzukommen. Aber wenn sie ganz ehrlich sind, sagen die Damen, habe man beschlossen, eine reine Frauen-WG zu bleiben.
Die Frage nach den Hausarbeiten taucht auf. Für die Gemeinschaftsräume haben sie beschlossen, eine Haushaltshilfe einzustellen. Und wer möchte, könne deren Hilfe auch für das Zimmer in Anspruch nehmen, was extra bezahlt werden muss. Für kleinere Reparaturen und grosse Gartenarbeiten steht ihnen von der Stadt ein Hauswart bzw. Gärtner zur Verfügung. Ansonsten – und das ist allen Frauen wichtig – funktionieren sie wie eine gewöhnliche WG. Es wird eingekauft, gekocht, geputzt, gewaschen, gefeiert, diskutiert und auch mal gestritten. «Völlig normal», findet Frau Belz, dass es mal knistert. So was kommt ja schliesslich in den besten WGs vor.

AUCH HIER KOMMT EINMAL DER AUSZUG

Frau Erb liegt zurzeit im Spital. «Was passiert, wenn jemand pflegebedürftig wird?», frage ich. Später, als ich durchs Haus gehe, wird mir schnell klar, dass in diesem Haus ein Pflegefall nicht vorstellbar ist. Es gibt weder einen Lift, noch ist das Haus rollstuhlgängig. Mit dem Gedanken des Auszugs müsse man sich eigentlich schon beim Einzug beschäftigen, sagt Frau Hadorn. Denn irgendwann kommt vielleicht der Zeitpunkt, wo man aus Altersgründen wieder ausziehen müsse. Angst davor? Nein! Denn die Frauen der WG haben sich schon einmal auf einen Umzug einstellen müssen. Sie haben damals viel Privates aufgegeben und sich bereits mit dem Trennen von Liebgewordenem abgefunden.
Aktuell ist das Thema Auszug bei Frau Wyss: «Ich warte schon seit einiger Zeit auf einen Platz in einem Altersheim. Aber zurzeit wird einfach nichts frei. Ich merke langsam, dass ich nicht mehr so sicher bin auf den Beinen und möchte jetzt in Ruhe einen Platz suchen und dann halt auch ein bisschen früher gehen, als es an und für sich nötig wäre.» Überhaupt denkt jede der Bewohnerinnen immer mal wieder grundsätzlich darüber nach, aus der WG aus- und wieder in eigene vier Wände einzuziehen: «Wenn einen mal wieder alles nervt und zu viel wird.» Dann gelte es, sich in Ruhe hinzusetzen und Vor- und Nachteile abzuwägen. Offensichtlich haben die Vorteile aber noch immer überwogen – in der ganz gewöhnlichen WG. *extra*

Text: Philippe Cabane
Illustration: Jürg Steiner

Für den mobilen Menschen verliert die Wohnung an Bedeutung

Unterwegs woh

«Mobilität» heisst im Arbeitsleben das Gebot der Stunde. Wer beruflich viel unterwegs ist, auch mal eine Stelle in einer andern Stadt annimmt, für den ist die momentane Bleibe oft nicht so wichtig. Und weil der mobile Mensch abends lieber ausgeht, als vor dem Fernseher zu hocken, ist die Wohnung bald nur noch Schlafstätte. Oder nicht mal das.

Ich bin ein beweglicher Mensch. Ich bin viel unterwegs, war schon an verschiedensten Orten zu Hause und habe mit Sicherheit in 15 Wohnungen gelebt – und auch schon in fünf verschiedenen Städten. Meine jetzige Wohnung in Basel ist rund vierzig Quadratmeter gross. Sie ist zeitweilige Schlaf- und Arbeitsstätte. Mein «i-book» dagegen trage ich meist mit mir herum. Es ist Archiv und mobiler Arbeitsplatz. Ich schlafe, arbeite, esse und telefoniere auch im Zug. Ich arbeite, esse und telefoniere auch an meinem Arbeitsplatz in Zürich – zum Übernachten fehlt das Bett.

DIE WOHNUNG NUR MEHR ALS ZWISCHENSTATION

Während meines Studiensemesters in Berlin habe ich möbliert gewohnt. Nach Paris habe ich ein Stück Haushalt mitgenommen und mich eingerichtet: ein Tisch, ein Bett, zwei Arbeitsplätze. Ich hab dort nicht allein gewohnt. In den Ferien kommt es vor, dass ich im Hotel wohne. Zuhause bin ich selten lange. Ich komme, dusche, esse eine Kleinigkeit, zwei drei Handgriffe im Haushalt, und dann zum nächsten Termin. Meine Wohnung ist häufig nur Zwischenstation, ein «Nicht-Ort» – aber kein «Un-Ort»! Manchmal kommt sie mir wie ein Warenlager vor: Dinge, von denen ich mich offenbar nur schwer trenne.

Das trifft auch für viele meiner Bekannten zu. Wenn ich mich umsehe, so sind es nicht wenige, die ähnlich wohnen. Vielleicht sieht ihre Wohnung bewohnter, eingerichteter, gepflegter – schlicht repräsentativer – aus, doch sie nutzen sie kaum anders als ich. Menschen, die eigentlich nicht stabil, sondern provisorisch wohnen. Sie sind einige Wochen oder Monate in dieser Stadt, dann wieder in einer anderen. Kunst- und Kulturschaffende kennen das gut. Aber auch durchschnittliches Kader wird vom Konzern rund um den Globus geschickt. Ein halbes Jahr in New York, ein Jahr in London oder für ein paar Monate nach China oder Russland. Es gibt aber auch den Jetset, der mehrere Wohnorte als Ausdruck von Luxus und Macht pflegt: den Sommersitz, den Wintersitz, die Stadtwohnung an verschiedensten Orten der Welt.

AN ZWEI ORTEN WOHNEN – LUXUS ODER ZWANG

Und auch die «neuen Alten» beginnen, wie dies in den Vereinigten Staaten Tradition hat, die Wintermonate im milderen Süden zu verbringen. Sie haben Zeit und Geld, sind daher auch wichtige Kunden in der Reise- und Freizeitbranche. Der Manager, der von Metropole zu Metropole fliegt, wohnt im Hotelzimmer. In seinem Aktenkoffer das Nötigste: Ersatzwäsche, ein Hemd und die Toilettensachen. Wenn er dringend was braucht, so kauft er es am Flughafen – seine Marke findet er in jeder Metropole der Welt. Es gibt auch Kinder, die an zwei Orten wohnen. Praktisch alle getrennten Ehen mit Kindern, die ich kenne, haben sich so eingerichtet. Ein Zimmer beim Vater und eines bei der Mutter, die eine Hälfte der Woche hier, die andere dort. Fast schon normal... oder nicht? Ist «Living apart together» (gemeinsam leben, aber getrennt wohnen) ein Ausdruck der Atomisierung unserer Gesellschaft oder logische Antwort auf ein sich änderndes Verständnis von Familie, Beziehung oder Freundschaft? Vielleicht beides, aber mit Sicherheit eine Tatsache, der wir in die Augen sehen müssen.

Nicht zu vergessen sind die Armen und Ausgegrenzten. Sei es nur auf Zeit, wenn jemand wegen vorübergehender Arbeitslosigkeit oder einer Trennungsgeschichte bei einem Freund wohnt. Sei es aber dauerhaft, wie es auch in den reichsten Ländern der Welt das Schicksal vieler Menschen ist. Und die Ärmsten sind gezwungen, auf ihre Not durch mehr Beweglichkeit zu reagieren. Ihre Habseligkeiten in ein paar Plastiktüten verpackt, wandern sie von Schlafplatz zu Schlafplatz.

WOHNEN IM TRANSIT

Wohnen findet heute nicht mehr zwingend zu Hause statt. Was uns gemeinhin das «Zuhause» anbietet, bekommen wir vermehrt auch im Transit. Chillout-Räume, Duschen und Internet-Cafés ergänzen das Angebot der Einkaufspassagen an Bahnhöfen und Flughäfen.

Überhaupt ist die Lounge im Transit des Flughafens geradezu bezeichnend für den Versuch, Wohnlichkeit in den Alltag des Unterwegsseins zu bringen. Wohnen wechselt seine Identität und emanzipiert sich allmählich von der Wohnung, aber auch von den Vorstellungen von Wohnen. Standardisiertes Wohnen hat allmählich ausgedient, die Wohnbedürfnisse individualisieren sich mit der Individualisierung der Lebensentwürfe.
Es gibt halt nicht mehr nur den Wunsch nach der standardisierten Familienwohnung. So gesehen wirkt eine staatliche Wohnungspolitik, die sich nur auf den Bau von Familienwohnungen konzentriert, eindimensional. Oder ist es ein letzter Hilferuf, ein letzter Versuch, die Familie als grundlegendste Institution unserer Gesellschaft zu erhalten?

WOHNRAUM FÜR MOBILE MENSCHEN

Natürlich braucht es Familienwohnungen. Aber es braucht auch Wohnungen für alle andern.
Meine Idealwohnung wäre so zentral gelegen, dass ich zu Fuss in der Regel nicht länger als eine halbe Stunde nach Hause brauche. In der Umgebung Geschäfte, wo ich sieben Tage die Woche und auch abends noch einkaufen kann. Im Haus wünsche ich mir Nachbarn, die sozial genug sind, sich gegenseitig leben zu lassen – eine Hausordnung gibt es nicht. Raum brauche ich für eine Küche, wo ich auch mehrere Gäste bewirten kann; ein Bad, gross genug, auch als Umkleideraum zu dienen, ein Raum, wo ich lebe und arbeite, und schliesslich eine Nische oder Kammer zum Schlafen. Alles in allem reichen fünfzig Quadratmeter. Anschluss für Internet-Zugang ist Bedingung. Ein gemeinschaftliches Gästezimmer im Haus wäre von Vorteil. Wichtig noch ist ein trockenes Lager, wo ich meine persönlichen Sachen abschliessen kann, wenn ich die Wohnung für ein paar Monate untervermieten möchte. In der Stadt, wo ich dann als Gast wohnen werde, wünsche ich mir ein Gästehaus an zentraler Lage, wo auch andere Menschen, die hier zu Gast sind, wohnen und arbeiten. Menschen, mit denen ich mich austauschen kann. Im oder beim Gästehaus gibt es Angebote, die öffentlich genutzt werden können. Ein hauseigenes Brockenhaus, wo ich mir auch Möbel für meine individuelle Einrichtung ausleihen kann. Eine Wäscherei, wo ich sowohl selber waschen als auch zum Waschen geben kann. Auf keinen Fall fehlen darf ein Restaurant, das auch spezielle Pensionspreise anbietet und ein Treffpunkt für Menschen wie mich ist. *extra*

Der mobile Mensch arbeitet, isst und telefoniert auch im Zug – und versteht es, sich dabei bequem einzurichten.

Bücher für die kalte Jahreszeit!

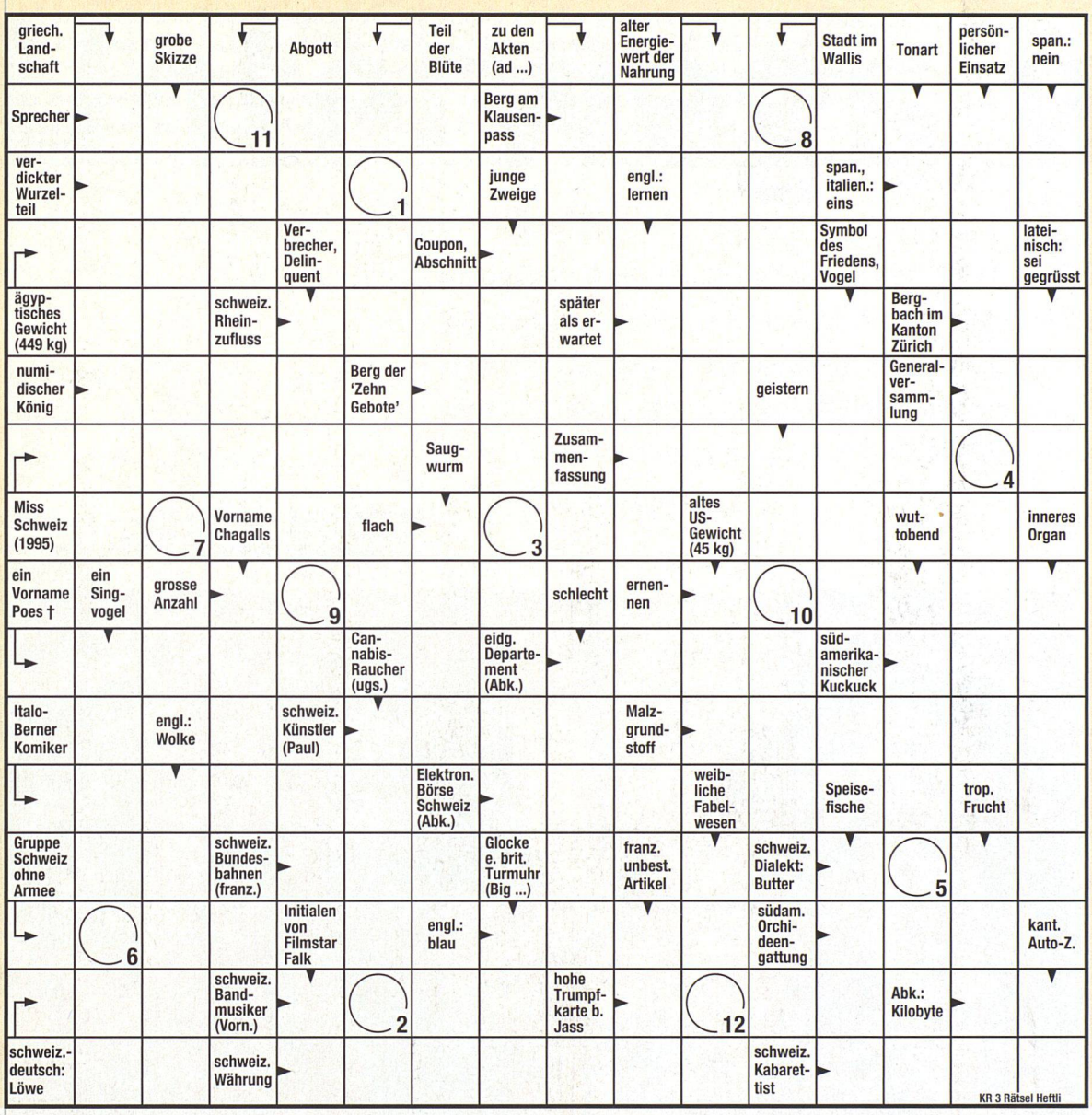
Die Tage sind wieder kurz, draussen ist es kalt. Genau die richtigen Momente, sich mit einem guten Buch ins Bett zu legen und in eine andere Welt einzutauchen. Wenn Sie beim *extra*-Preisrätsel mitmachen und die richtige Lösung kennen, haben Sie die Chance, mit einem Gutschein in einer Buchhandlung Ihres Wohnortes zu stöbern.
Schreiben Sie einfach die Lösung des Rätsels auf eine Postkarte und senden Sie diese bis zum 15. Februar 2002 an:

Redaktion *wohnen*, Preisrätsel, Postfach, 8057 Zürich (Absender nicht vergessen!)
Die GewinnerInnen werden ausgelost und sofort benachrichtigt. Über den Wettbewerb wird keine Korrespondenz geführt.

Unter allen Einsendungen verlosen wir

drei Bücher-Gutscheine

für je CHF 100.–



1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12

Die GewinnerInnen des Kreuzworträtsels vom *extra* 2/2001 sind:

Karin Mauch
Mattenstrasse 6
8212 Neuhausen

Emil Schärer
Josefstrasse 172
8005 Zürich

Impressum:

extra
Ausgabe Dezember 01

Beilage zum *wohnen*
Nr. 12/01

Herausgeber:
SVW

Redaktion:
Redaktion *wohnen*

Konzeption, Layout und Druckvorstufe:
Brandl & Schärer AG, Olten

Druck:
gdz AG, Zürich